

JULIUS MENDHEIM

Auf den Spuren eines genialen
Schachmeisters
des frühen 19. Jahrhunderts

ISBN 978-3-924833-76-3

© 2018 by Edition Marco/Verlag Arno Nickel

1. Auflage

Alle Rechte vorbehalten.

Druck: Press Group (Slowakei)

Edition Marco/Verlag Arno Nickel

Sophie-Charlotten-Str. 28, 14059 Berlin

Tel. 030-390 37 607

Email: edition-marco@t-online.de

Internet: www.edition-marco.de

Alle Titel der Edition Marco stehen auf der Internetseite „www.edition-marco.de“.

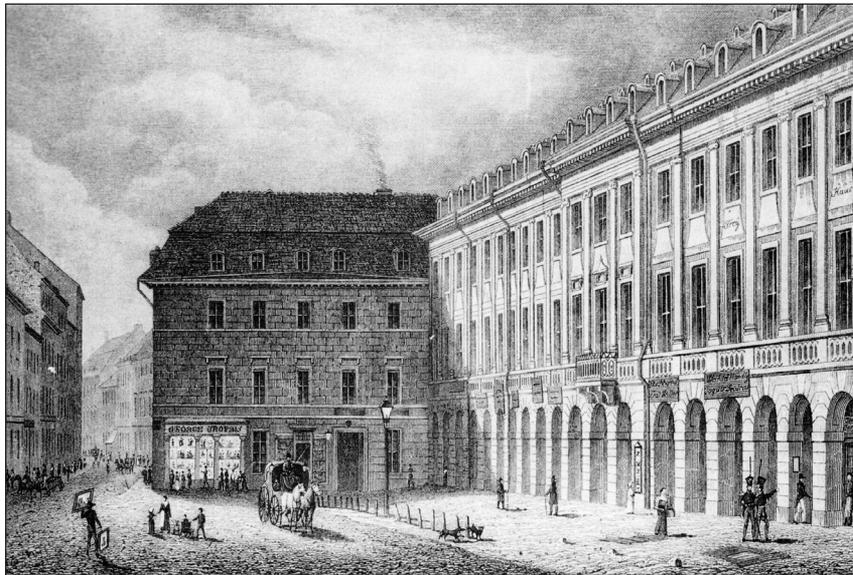
Bildnachweis:

Umschlagmotiv u.S. 3, 32: „An der Stechbahn in Berlin Mitte um 1830“ nach einem Stich von G. A. Müller zu einer Zeichnung von Johann Heinrich Hintze (1800-1862), aus: S. H. Spiker, *Berlin und seine Umgebung im 19. Jahrhundert* (1833); S. 7: Staatliche Museen zu Berlin, Online-Datenbank (Artothek, Object 35262); S. 13, 14, 53, 57(2), 59, 60: Mikrofilm-Scans der *Vossischen Zeitung*, Staatsbibliothek zu Berlin, Zeitungsabteilung; S. 27 links oben: N.N. aus: Julius Kohte, *Alt-Berlin, Bauwerke in Berlin und Charlottenburg*, Berlin 1914; rechts oben: Stadtmuseum Berlin; unten: W. Titzenthaler (Wikimedia Commons); S. 31: Johann Stridbeck d.J. 1690, Stadtmuseum Berlin; S. 33: Friedrich Albert Schwartz, aus: Janos Frecot & Helmut Geisert: *Berlin in frühen Photographien 1857–1913* (Wikimedia Commons); S. 36: Tagesspiegel Archiv; S. 38: Stahlstich v. B. Fincke n. einer Zeichnung v. W. Loeillot, 1833 (Wikimedia Commons); S. 41: Stahlstich v. Johann Poppel 1854 n. einer Zeichnung v. A. Pozzi 1854 (Wikimedia Commons); S. 46, 52, 117-119, 122, 141, 167-172, Umschlagrückseite: Scans nach digitalisierten Ex. d. Königlichen Bibliothek der Niederlande; S. 49, 50: Mikrofilm-Scans der *Berlinischen Zeitung*, Staatsbibliothek zu Berlin, Zeitungsabteilung; S. 207-209: Archiv d. Edition Marco

Arno Nickel

JULIUS MENDHEIM

Auf den Spuren eines genialen
Schachmeisters
des frühen 19. Jahrhunderts



EDITION MARCO

Posthum gewidmet

Dr. Hans Holländer

Inhalt

Vorwort	6
Julius Mendheim und seine Zeit	
Wer war Julius Mendheim?	11
Berliner Kaffeehaus- und Klubkultur.	29
Mendheims Bücher	46
Berliner Korrespondenzpartien 1829-1840.	55
Die Episode Angerstein	97
Von Philidor zu Anderssen (Exkurs)	108
Das Mendheim-Portrait in „Meister des Problems“	111
Taschenbuch für Schachfreunde (Aufgaben 1–51).	117
Aufgaben für Schachspieler (Aufgaben 52–133).	141
Auflösungen zu den Aufgaben 1–51	188
Auflösungen zu den Aufgaben 52–133.	192
Materialien	
J. Mieses: „Zur Erinnerung an Julius Mendheim“ (1936)	203
W. Hanstein: Auszug aus „Schach-Correspondenz-Parteien“ (1849)	204
J. Lehfeldt: Zitat aus „Erinnerung an Paul Rudolf Bilguer“ (1852).	205
T. von der Lasa: Auszug aus „Entwicklung der italiänischen Partie“ (1868)	206
Gedicht „Berlins und Breslaus Schachpartie“ (1831).	207
Gedicht „Straf-Epistel an die Schachgesellschaft“ (1832).	210
Schach-Variante (1843)	212
Literaturverzeichnis	213
Schach-Zeichen.	216

Vorwort

Es ist zwanzig Jahre her, seit ich zufällig auf einen Aufsatz von Ernst Kossack in der *Deutschen Schachzeitung* von 1856 stieß, in dem er mit Bedauern das Verschwinden des „Blumengartens“ in der Potsdamer Straße beschrieb. Dieses war ein „kleines, tempelartig mit korinthischen Säulen verziertes Gewächshaus“¹ gewesen, in dem sich drei Jahrzehnte hindurch regelmäßig Schachspieler getroffen hatten. Kossacks Schilderungen der teilweise schon verstorbenen Akteure und ihrer Gewohnheiten konnte man nicht lesen, ohne selbst ein gewisses Bedauern zu empfinden, nicht dabei gewesen zu sein. Eine ganze Epoche des „Blumengartenschachs“ war vergangen und mittlerweile auch weitgehend aus dem kollektiven Gedächtnis verschwunden. Natürlich kannte man die Namen Bilguer, von der Lasa, Bledow und noch einige andere, die einstmals als die „Berliner Schule“ oder die „Plejaden“ Schachgeschichte geschrieben hatten, aber damit hatte es sich auch schon. Ich beschloss daher, Kossacks kleinen Beitrag in den *Schachkalender 1999*² aufzunehmen und nach weiteren zeitgenössischen Quellen zum Berliner Schachleben im frühen 19. Jahrhundert zu suchen.

Zur Illustration hatte ich Kossacks Erinnerungen die Abbildung eines Schachgemäldes an die Seite gestellt, das zwar nicht direkt etwas mit der Geschichte zu tun hatte, aber den Geist der Zeit atmete: *Schachpartie im Palais Voss*, ca. 1818–1819, von Johann Erdmann Hummel. Über diese Abbildung (damals leider in schlechter Druckqualität) und den Kalenderbeitrag kam ich ins Gespräch mit dem Kunsthistoriker und Schachsammler Professor Hans Holländer, der mich fragte, ob ich etwas über die auf dem Gemälde abgebildeten Personen wisse, wozu ich leider passen musste. Doch wir waren uns beide einig, dass sich hinter dem Bild ebenso wie hinter Kossacks Erinnerungen eine faszinierende eigene Schachwelt verborgen hielt, die es wiederzuentdecken galt.

Über Hummels Schachgemälde und die Suche nach Berliner Schachbezügen in jener Zeit stieß Hans Holländer auf den verschollenen „Alten Club“ von 1803, den ersten Berliner Schachklub. Er und seine ebenfalls an der Forschung beteiligte Frau Barbara Holländer gingen in die Archive und förderten erstaunliches Material über diesen Klub zutage, entdeckten, dass der Bildhauer Gottfried Schadow dort von Anbeginn

-
- 1 Ernst Kossack, „Zur Berliner Schachchronik“, in: *Schachzeitung* (gegr. 1846 von der Berliner Schachgesellschaft); 11. Jg., Feb. 1856, S. 51–55; wird in der Literatur auch als *Berliner Schachzeitung* oder (nach Umbenennung 1872) als *Deutsche Schachzeitung* geführt. Die von dem Berliner Feuilletonisten und Humoreskenautor angekündigte Fortsetzung seiner „Berliner Schachchronik“ ist m. W. nie erschienen.
 - 2 Arno Nickel, „Alles war schon einmal da – alles kommt wieder“, in: *Schachkalender 1999*, Berlin 1998, S. 146 ff.



„Schachpartie im Palais Voss“ (um 1819)

Die zweite Fassung des Gemäldes von Johann Erdmann Hummel v. 1845, gemalt für Königin Wilhelmine von den Niederlanden. Schauplatz soll lt. Wikimedia Commons „(...) jener Raum im Palais Voss in der Berliner Wilhelmstraße [sein], in dem sich der Schachklub des Grafen Ingenheim regelmäßig traf und wo sich Archiv und Bibliothek dieses Klubs befanden“. Diese Aussage lässt sich zwar, was Ort und Umstände betrifft, nicht verifizieren, doch gehörten die abgebildeten Personen bis auf Graf Friedrich Wilhelm von Brandenburg (ganz rechts im Bild, Halbbruder der Auftraggeberin des Bildes) dem Schachklub von 1803 an. Die weiteren Personen von links nach rechts: der Berliner Architekt Hans Christian Genelli, der Archäologe Hofrat Aloys Hirt, Gustav Adolf von Ingenheim (Sohn des Preußenkönigs Friedrich Wilhelms II. und der Gräfin Voss), der Maler Friedrich Bury und Hummel selber. – Vgl. a. Hans Holländer, *Schadows Schachclub – Ein Spiel der Vernunft in Berlin 1803–1850, a.a.O.*, S. 12 f. u. S. 54 f. sowie ders. „Schein und Widerschein“, in: *Jahrbuch der Berliner Museen 2001*, Berlin 2004, S. 205–233.

zu den Direktoren zählte und fast alle auf Hummels Gemälde abgebildeten Personen Mitglieder dieses Klubs waren. Entgegen dem, was man aus den spärlichen Hinweisen in der Schachliteratur vermuten konnte, hatte der „Alte Club“ über viele Jahre ein reges Klubleben gepflegt und vielerlei Kontakte nach außen, sowohl zu anderen Schachspielern als auch zu namhaften Personen des öffentlichen Lebens. Die Tatsache, dass man für Korrespondenzpartien gegen Breslau und Hamburg den anerkannt

besten Schachspieler Berlins, Julius Mendheim (um 1780–1836), engagiert und ihn als Ehrenmitglied aufgenommen hatte, verdiente besondere Beachtung ebenso wie die guten partnerschaftlichen Beziehungen zur 1827 konstituierten „Schachgesellschaft des Blumengartens“. Wie sich herausstellte, gab es eine Reihe von Doppelmitgliedschaften in den beiden Vereinen. Die Ergebnisse ihrer Forschungen ermutigten Barbara und Hans Holländer 2003 zu der Berliner Kunstaussstellung *Schadows Schachclub – Ein Spiel der Vernunft in Berlin 1803–1850*, zu der unter demselben Titel ein stattlicher Katalog von 189 Seiten erschien.

Rätselhaft blieb allerdings trotz aller Bemühungen der „geniale Mendheim“, der doch als anerkannt stärkster Spieler Berlins, manche sagten sogar: von ganz Deutschland, und Autor zweier Schachbücher mit künstlichen Endspielen eine Schlüsselrolle im Berliner Schachleben gespielt haben musste. Das meiste bekannte Material über ihn hatte bereits 1996 der Schachhistoriker Egbert Meissenburg in einem Aufsatz zusammengestellt und ausgewertet³ und Mendheim dadurch überhaupt erst wieder in Erinnerung gerufen.

Alles, was über Mendheim bekannt war, drehte sich um seine Bücher und die von ihm gespielten Korrespondenzpartien, doch seine Biographie schien er für alle Zeiten unauffindbar mit ins Grab genommen zu haben. Kein Bild⁴, keine persönlichen Erinnerungen von Zeitzeugen, kein Aktenvermerk über ihn... Sollte dies der letzte Befund bleiben? Wenn er ein jüdischer Kaufmann gewesen war, dann musste es doch irgendwo konkrete Hinweise auf seine kaufmännische Tätigkeit gegeben haben. War er nicht mit anderen Mendheims in Berlin verwandt gewesen? Hatte er keine Schachfreunde gehabt, die irgendwo Erinnerungen an ihn aufgeschrieben hatten?

Je mehr ich diesen und anderen Fragen nachging, nicht nur Mendheim betreffend, sondern um eine genauere Vorstellung von der Frühzeit des Schachs in Berlin seit 1800 zu bekommen, desto mehr wurde mir klar, welche wichtige Rolle der öffentliche Raum – die Kaffeehäuser – für die Entstehung einer lebhaften Schachszene gespielt hatten und welches hohe Ansehen die Schachkunst damals in der Öffentlichkeit genoss. Die Art und Weise, wie Tageszeitungen, in Berlin die *Vossische Zeitung*, jahrelang Korrespondenzpartien gegen andere Städte als öffentliches Ereignis ermöglichten, indem

3 Vgl. Egbert Meissenburg, „Julius Mendheim“, in: *Rochade Europa*, Nr. 8, August 1996, S. 60–61. Vgl. a. derselbe, „Juden im Schachleben Deutschlands 1830–1930“, in: *Menora*, Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte, Jg. 7, Bodenheim 1996, S. 167–193.

4 Einer Notiz von Gottfried Schadow zufolge hat es ein Bild von Mendheim gegeben, aufbewahrt beim „Alten Club“, das aber nach Recherchen von H. Holländer verschollen ist. Schadow schrieb am 23.9.1847 während der Auflösungsphase des „Alten Clubs“ in einer Kalendernotiz: „à pied n. Schachklub. Mendheim portrait dipinto mitgenommen. Schachklubmappe“. zit. nach Holländers o.g. *Kunstkatalog*, S. 48.

sie Woche für Woche an prominenter Stelle, in Berlin gleich unter den Kunst- und Wissenschaftsnachrichten, die neuen Züge publizierten, so dass jeder daran teilhaben konnte, zeigt die hohe Bedeutung des Schachspiels vor allem in gebildeten Kreisen.

Daran maßgeblich mitgewirkt und andere schachlich inspiriert und instruiert zu haben – Jean Dufresne nannte ihn einen „wahren Schachgelehrten“ – war kein geringes Verdienst von Julius Mendheim. Umso mehr erstaunt es, dass die Erinnerung an ihn in der Schachliteratur mit den Jahren völlig verblasst war. Hier bestand offensichtlich Klärungsbedarf... Unabhängig davon sollte aber auch sein heute weithin unbekanntes Werk – eine Vielzahl origineller Schachaufgaben, aber auch eine ausführliche Partiekomentierung – in zeitgemäßer Form, das heißt lesefreundlich und mit Diagrammen versehen, neu aufgelegt werden.

Man kommt bei der Spurensuche nicht umhin zu fragen, warum sich die unmittelbar nachfolgende Generation, allen voran der wichtigste Schachchronist jener Zeit, Tassilo von Heydebrand und der Lasa (1818–1899) damit zufrieden gab, so relativ wenig über die Frühzeit des Schachs in Berlin und Deutschland zu Beginn des 19. Jahrhunderts berichten zu können. Ein wichtiger Grund dürfte darin bestanden haben, dass kaum schriftliche Quellen zur Spielpraxis vorlagen und insbesondere von der Lasa großen Wert darauf legte, sich auf literarisch relevante Texte und Dokumente beziehen zu können, die im Kontext der Entwicklung der Schachtheorie standen. Ein weiterer, mindestens ebenso wichtiger Grund dürfte aber gewesen sein, dass er diese Zeit als Periode der schachlichen Stagnation betrachtete, während er selbst noch ganz im Banne der unter Ludwig Bledow (1795–1846) zur Blüte gelangten „Berliner Schule“ stand, die für ihn den schachlichen Fortschritt schlechthin symbolisierte und einen Teil seines Lebenswerkes bildete.

Wir Heutigen, fast zwei Jahrhunderte später in einer völlig veränderten Welt, haben allerdings einen ganz anderen Zugang zur Geschichte und interessieren uns durchaus für Dinge des Alltags und der Gesellschaft, die damals allzu selbstverständlich waren, um überhaupt erwähnt zu werden, die uns aber heute einen Einblick in eine andere, eben verschwundene Kultur vermitteln. Häufig beginnt dies schon bei der Sprache. Was war das für eine Welt, in der zum Beispiel ganz selbstverständlich eine Zeitungsannonce formuliert wurde wie die folgende?

„Mittwoch den 11. Dezember wird ein fettes Schwein auf meiner Kegelbahn ausgespielt. Witwe Rothhaemmel.“ (Vossische Zeitung am 11.12.1833)

Nun, das war zwar die Kegelbahn und nicht der Schachsaal, aber auch in der Schachgesellschaft wurde zuweilen ausgiebig getafelt und gefeiert, gesungen und getanzt. Die Menschen waren insgesamt bodenständiger als heute, sie haben härter

gearbeitet und ihre wenige Freizeit umso mehr genossen. Gottfried Schadow erwähnt in seinen *Schreibkalendern* immer wieder, wann und mit wem er im Schachklub diniert hat. Auch eine gute Zigarre gehörte für ihn zum Besuch des Schachklubs.

Es war also, kurz gesagt, mein Bestreben, alles, was an interessanten Details zum Berliner Schachleben im frühen 19. Jahrhundert rund um die Person Julius Mendheims aufzufinden ist, skizzenhaft zu einem Zeitportrait zusammenzufügen und dabei auch schachliche Fragen nach dem Spielniveau, dem Spielverständnis und den Spielstilen einzubeziehen. Aus dieser Intention heraus ist der Aufbau des Buches entstanden und haben sich Umfang und Gewichtung der einzelnen Kapitel ergeben.

Einen Sonderaspekt bildete die Frage, inwieweit die jüdische Abstammung Mendheims seine Entwicklung bestimmt hat und für andere ein Grund gewesen sein könnte, ihn nicht so anzuerkennen, wie er es eigentlich verdiente. Für ersteres haben sich zu wenig konkrete Hinweise ergeben bzw. fehlen passende Quellen, um handfeste Folgerungen zu ziehen. Man kann zwar aufgrund der Benachteiligungen, die für viele Juden in Preußen auch noch nach ihrer formalen rechtlichen Gleichstellung von 1812 fortbestanden, indirekt Schlüsse ziehen; es zeigte sich aber, dass die Mendheims, soweit als Verwandte identifiziert, zum Christentum übergetreten und mehr oder weniger „assimiliert“ waren. Sie hatten ihren Platz in der Gesellschaft gefunden.

Offenen Antisemitismus Mendheim gegenüber hat es in der Schachliteratur nicht gegeben, auch nicht bei einem später so fanatischen Nationalsozialisten wie Otto Zander (1886–1938), der 1927, bevor er sich aktiv dem Aufbau der SA widmete, die Festschrift zum 100-jährigen Bestehen der Berliner Schachgesellschaft verfasst hat. Das schließt andererseits latente Ressentiments und Vorurteile gegenüber Juden nicht aus, und solche klingen vereinzelt durchaus an – doch diesen Aspekt differenziert zu untersuchen, hätte den Rahmen der Arbeit bei weitem gesprengt.

Zum Schluss möchten ich allen danken, die mir bei der Arbeit mit Rat und Tat, mit Ermunterung und Kritik sowie mit Unterstützung jeglicher Art zur Seite gestanden haben. Besonders erwähnen möchte ich: Ruth Doberstein, Michael Dombrowsky, Dr. Daniel Eisermann, Barbara Holländer, Thomas Kohler, Egbert Meissenburg, Jürgen Nickel, Erik Schiemann sowie Mitarbeiter/innen des Staatsarchivs Leipzig, des Zentralarchivs der Staatlichen Museen zu Berlin, der Zeitungsabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin, des Evangelischen Landeskirchlichen Archivs in Berlin und der Zeitschrift KARL.

Auch für das Verständnis meiner Familie, für die ich oft zu wenig Zeit hatte, möchte ich mich herzlich bedanken.

Berlin, im Mai 2018

Arno Nickel